

Sonntag

Frühlingslied.

Durch das dunkle Tor des Todes gehen,
Wenn man jung ist, heißt jetzt Menschenpflicht.
Lasse deine hellen Blüten wehen,
Nicht betrügst du, graue Erde, nicht.
Unter Rauch und Glanz und grünen Zweigen
Führt der Sensemann den Knochenreigen,
Blühe nur, die Hölle hält Gericht!

Doch wer leben bleibt, sucht alle Bahnen,
Und die Sehnsucht treibt ihr altes Spiel,
Aus den Gräbern steigt ein süßes Ahnen,
Blumen blühen, wo ein Jüngling fiel.
Schön ist's, mit dem Kranz im Haar zu enden ...
Und, das Glas in hochgehobnen Händen,
Tanz die Menschheit zu dem letzten Ziel.

Horch! Die Erde löst von zarten Klängen,
Sanfter Lenzwind streicht vom Süden her.
Wie die Blätter, die am Baume hängen,
Wie die Blätter sind wir und nicht mehr.
Trink und küsse, glühe wie die andern,
Laß uns leben und dann weiter wandern,
Frage nicht, mein Herz, wohin? Woher?

Thella Dieck-Merwin.

„Wissenschaftliche Betriebsführung“ nach dem Kriege!

Von Artur Zidler.

Die finanzielle Kräftigung, mit der das Großkapital aus dem Kriege hervorgeht, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß Europa in Wirklichkeit arm und verelendet das traurigste Kapitel seiner Geschichte beschließt. Arm an Waren, mit einem dezimierten Bestand an Transport- und Produktionsmitteln und vor allem mit einem Uebermaß sozialer Verpflichtung, der gerecht zu werden fast unmöglich erscheint.

Soll es geschafft werden, so ist es nur denkbar mit Hilfe einschneidender Veränderungen unseres Wirtschaftslebens. Graf Kosadomsky kündete schon in der Reichstagsführung vom 1. März 1918 unvermeidliche Staatsmonopole neben indirekten Steuern an. Indirekte Steuern aber sind ein höchst zweifelhafter Faktor der Erholung, sie lösen nur einen Kreislauf von Rückwirkungen aus, dessen Schließung beabsichtigte Vorteile wieder aufhebt. Der Gesundheitszustand quillt eben nur aus der direkten Erzeugung und auch nur dann, wenn sie sich möglichst auf die Schaffung positiver Werte beschränkt, nicht aus dem Witz irgend einer finanziellen Manipulation. Die Steigerung der Produktion aber ist die Frage, von der das Zeitmaß und der Erfolg des Aufbaus abhängt.

Das Ziel, über die Grenze der maschinellen Einzelleistung hinaus, auf eine größere Ergiebigkeit der Erzeugung hinzuwirken, ist so alt, wie der Kapitalismus selbst. Ihren

theoretischen und vollkommenen Ausdruck aber fand dieses Bestreben erst in dem strapellosen System der „Wissenschaftlichen Betriebsführung“ des Amerikaners Frederic W. Taylor. Es wäre Torheit, den Grundgedanken des Systems — das vor dem Kriege der Gegenstand lebhaftesten Meinungsaustausches und praktischer Versuche war — abzulehnen, soweit er sich darauf beschränkt, durch Höchstausnutzung der Maschinen, durch raffiniertes Inneingreifen der Werkstatt-Technik, durch Individualisierung der Arbeiter bei der Bestimmung ihrer Tätigkeit, kurz: durch technische und organisatorische Rationalisierung die Prosperität (Ergiebigkeit) der Produktion zu erhöhen.

Andererseits aber Taylor, der den Arbeiter nicht als Subjekt, sondern als Objekt im Produktionsprozeß in Rechnung stellt, weil er eben nicht von volkswirtschaftlichen, geschweige denn menschlichen, sondern ausschließlich kapitalistischen Erwägungen ausgeht. Er setzt seine Kontrollapparate nicht über den Arbeiter, um diesen seiner angemessensten Beschäftigung zuzuführen, er will ihn nur anpeitschen, wie aus seinen Drehbänken und Bohrmaschinen so schnell als möglich herauszuholen, was herauszuholen ist; denn unbesorgter noch als jene kann er den Verbrauchten austrangieren und unbedenklich aus dem großen Menschenreservoir der freiheitlichsten aller Demokratien schöpfen.

Die Frage „wissenschaftlicher Betriebsführung“ ist keine Frage freier Entscheidung mehr. Sie war es noch in der Zeit der Ueberproduktion, im Zeichen des überfüllten Marktes. Heute ist das Gegenteil der Fall; die Hoffnungen auf baldiges hemmungsloses Eintreten der internationalen wirtschaftlichen Beziehungen sind keine rosigen. Ganz gleichgültig, ob die durch den Friedensschluß in West geschaffenen Verhältnisse dauernde und endgültige sind oder nicht: der Osten steht vor einer mächtigen kapitalistischen und industriellen Entwicklung, die ganz natürlich die Unterstützung des westlichen Nachbarn fordert. In den Entente-Ländern wird der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete, die Auffüllung des verlorenen Schiffsraums, die geplante Unabhängigmachung von der deutschen Ausfuhr wie von der finanziellen Verflavung gegenüber dem amerikanischen Bundesgenossen, ganz abgesehen von den internationalen Kolonialprojekten, einen ähnlichen Hochdruck auf die Gütererzeugung ausüben. Rechnet man die physische Erschöpfung der Völker hinzu, so gehört wenig Prophetengeist dazu, eine Rationalisierung der Produktion vorauszusagen, die der Grenze des Möglichen zustrebt.

Die Aufgabe des Arbeiters ist, diese Entwicklung ins Auge zu fassen und alles zu tun, den Gefahren und Schädlichkeiten zu begegnen, die sie für ihn mit sich bringen kann. Wohl gemerkt: kann — nicht muß. So wahr es ist, daß die Einführung der Maschine eine Proletarisierung, eine Verelendung breiter Massen im Gefolge hatte, so unrichtig ist es, anzunehmen, daß eine ähnliche Situation auf einer höheren Entwicklungsstufe die gleichen Folgen bedingt. Das Auftauchen der Maschine schuf eine desklassierte Masse, die directions- und machtlos der blinden Willkür gesellschaftlichen Geschehens gegenüberstand, die neue Wendung der Dinge ist von der Stellungnahme einer organisierten Schicht, die sich als Träger der Entwicklung fühlt, wesentlich abhängig. Die Wiederkehr eines Mandarinentums ist auch um so weniger zu erwarten, als dieses sich bei der Wucht modernen wirtschaftlichen Auswirkens in kürzester Frist ad absurdum führen müßte. Die ent-

liegenden noch immer beim Menschen, und dieser Faktor ist so kostbar und seine Verwendung so bedingt geworden, daß da die Bäume nicht mehr in den Himmel wachsen können.

Diese Behauptung steht und fällt natürlich mit der Macht und der Reife, die die Arbeiterklasse im wirtschaftlichen Kampfe beweisen wird. Die im Kriege ausgebrochenen Gegensätze in der politischen Auffassung sind zu bedauern, aber sie werden doch letzten Endes wie der Krieg selber einen Ausnahmezustand bedeuten. Ja, man kann geneigt sein, die Leidenschaftlichkeit seiner Ausföchtung als positiven Beweis für den starken Willen der Arbeiter nehmen, auf das Weltgeschehen möglichst viel Einfluß zu gewinnen.

Die in diesen Zeilen angedeutete Entwicklung wird den Schwerpunkt der innerstaatlichen Kämpfe vom politischen auf das wirtschaftliche Gebiet verlegen. Die Monopolabsichten der Regierungen, riesige Konzernbildungen, die finanzielle Eroberung der Organe der öffentlichen Meinung nicht nur in Deutschland, die Wanderungen der Gewerkschaftspraxis in England, der Wetterfäule des Kontinents — das sind einige der Anzeichen kommender Ereignisse, die darum nicht harmloser sein werden, weil von ihnen im Arm der Waffen wenig zu hören ist. Hoffen wir, daß die Arbeiterschaft von ihnen nicht ähnlich wie vom Kriege überrascht und aus den Gebilden trefflicher Theorien in die raue Wüste der Wirklichkeit gestoßen wird!

Wort- und Zahlaberglaube.

Aus dem Reiche der Geheimwissenschaft.
Von Prof. Max Deffois.

Die Vieldeutigkeit der Sprache hat den Philosophen stets ernste Sorge bereitet. Sie müssen von einem üblichen Sprachgebrauch ausgehen, müssen Bilder gebrauchen — nur Thomas von Aquino, in diesem Sinn ein Bilderstürmer, hat sich dem Zwang entzogen —, finden denselben Denkgegenstand nach verschiedenen Richtungen hin oder in verschiedenen Bedeutungen ausgebrütet, und haben nun die Aufgabe, durch diese Vielfalt hindurch zur Sache vorzudringen. Die neuere Sprachphilosophie, insbesondere Max Müllers Lehre von den mehrfachen inneren Sprachformen, hat unwiderleglich gezeigt, daß Denken und Sprechen nicht einander gleich laufen, daß im Gegenteil oft genug die Föschung der Sprachverföhrung erlegen ist und um leere Wörter gekämpft hat. Aber in der Stabkallistik aller Arten und Grade herrscht uneingeschränkt der Götzendienst des Wortes. Eine chinesische Legende erzählt, daß die Dämonen in jener Nacht nachfragten, als der heilige Kfang-tsch die wunderbare Kunst des Schreibens erlang — sie jammernten, weil nunmehr der Zauber gegen sie aus dem Reichbereich einiger wenigen in die Hände aller Unselbigen übergegangen war. Gesprochene Worte sind wunderwirkende Symbole, und ihr Schriftbild leistet daselbe.

Bereits der Name eines Menschen oder Dinges spielt im magischen Idealismus eine große Rolle. Da der Mensch allgemein als ein vielfältiges (nicht nur aus Leib und Seele zusammengesetztes) Wesen angesehen wird, so bietet es keine Schwierigkeit, unter den fünf oder sieben Bestandteilen dieses Wesens auch den Namen anzufesteln. Entweder gilt der Name nun als der sichtbarste unter den unsichtbaren Teilen oder als Summenausdruck der übrigen Teile; in allen Fällen soll er das Wesen der Person sinnvoll ausdrücken. Von Adam sagt die Genesis: „Wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen,“ und sein Weib wurde von ihm „Männin“ genannt, weil es „vom Manne genommen ist“. Solche Namensgebung ist zugleich Wesensbestimmung, schließt also Erkenntnis und Verehrung der Dinge ein. Wer den Namen eines Menschen oder Gottes erfährt, bekommt Mensch und Gott in seine Gewalt, weil der Name sozusagen das unsichtbare Herz der Person bildet. Deshalb nannten die alten

einzelnen, und die, deren Namen nicht im Kalender stand, luden zum Namenstag ihres Mannes ein. Andere, die keine Kinder hatten, feierten wohl den Tag, an dem die Kleinkinder den ersten Zahn bekamen oder die ersten Schritte gehen lernten. Für die, die Weibkinder aus Amerika zu bekommen pflegten, war dies ja der allerbeste Anlaß, und ebenso ging es ja sehr wohl, die Frauen zusammen zu laden, um sich beim Stricken einer Decke oder beim Aufziehen eines Gewebes helfen zu lassen, oder um einer entfernten Verwandten, die auf Besuch gekommen war, eine Freude zu machen.

Wenn es auch ausfallen kann, als ob dies gar nicht so wenige Anlässe gewesen wären, so langten sie doch nicht. Und in einem Jahre begab es sich, daß eine der Alten ganz und gar ratlos war, sich nicht zu helfen wußte. Sie jagte sich, daß nun an ihr die Reihe war, ihre Nachbarinnen zu sich zu bitten, sie wollte auch nur zu gern ihre Pflicht erfüllen, aber sie konnte sich rein gar nichts ausdenken, das sie hätte feiern können.

Namenstag konnte sie nicht feiern, denn sie hieß Weda, und das war aus dem Kalender gestrichen, und sie hatte all die Jahre auf dem Kirchhof, so daß sie auch keinen anderen Tag nehmen konnte. Sie war so alt, daß sich keiner denken konnte, daß sie eine Decke brauchen würde, Briefe bekam sie keine und niemand kam zu ihr auf Besuch. Sie hatte nur eine lebendige Seele, die sich um sie kümmerte, und das war eine Sage. Diese Liebe erwiderte sie wohl, aber sie konnte sich doch nicht entschließen, ein Fest für die Sage zu veranstalten.

Während sie so grübelnd umherging, hatte sie einmal ums andere in ihrem Kalender gelesen, denn sie meinte, daß sie daraus in so schwieriger Lage vielleicht einen guten Rat holen könnte. Sie fing beim Anfang an, mit dem Königshaus und der Erklärung der Zeichen und las bis zu den Märkten des Jahres und Postsendungen Einmal ums andere legte sie das Buch beiseite, ohne etwas zu finden, aber dann begann sie wieder von vorn, als sagte ihr eine Ahnung, daß die Hilfe doch von dort kommen würde.

Als sie zum sechsten Male das Buch durchlas, blieben ihre Blicke an Sonnen- und Mondesfinsternissen haften, und so las sie, daß in dem Jahre des Heils, das das neunzehnhundertundzwölfte nach Christi Geburt war, am 17. April eine Sonnenfinsternis eintreten würde. Sie würde um ein Uhr zwanzig Minuten nachmittags beginnen und um zwei Uhr neunundvierzig Minuten nach-

Der Sonnenfinsternis-Tag.

Von Selma Lagerlöf.

Da waren Stina vom oberen Eck und Lina vom Vogelhäusel und Kajsa vom Moorhof und Weda vom Fennwinkeln und Elin, die neue Hausmutter im alten Soldatenquartier, und zwei oder drei andere alte Weiber.

Die wohnten alle miteinander am äußersten Ende des Kirchspiels, unter der Hochalpe, in einer Gegend, die so mager und unfruchtbar war, daß keiner der Großbauern daran gedacht hatte, die Hand darauf zu legen. Und eine der Frauen hatte ihre Hütte auf einer lahnen Bergablage liegen, eine andere am äußersten Rande eines Moors, eine dritte hatte sie auf einem Hügel stehen, der so steil war, daß es schon eine rechte Arbeit war, hinaufzuklettern. Andere wieder hatten ihre Behausung so dicht unter der Hochalpe liegen, daß sie ihnen ganz die Sonne verdeckte, vom Herbstmarkt bis zu Mariä Verkündigung.

Und alle, wie sie da waren, hatten sie sich dicht neben der Hütte ein kleines Kartoffelfeld angelegt. Es war überall mit großer Mühe und Beschwerde gezeichnet, denn wenn es wahr ist, daß es dort unter dem Berge verschiedene Arten von Erde gibt, so ist es auch wahr, daß sie alle schwer dazu zu bringen waren, Frucht zu tragen. Manche der Frauen hatten erst so viel Steine aus dem Acker jäten müssen, daß es für einen herrschaftlichen Stall gelangt hätte, andere hatten die Deiche so tief graben müssen wie Gräber, andere mußten gar die Erde-Sack um Sack auf dem Rücken herbeischleppen und sie auf dem nassen Fels ausbreiten. Die es am besten hatten, mußten früh und spät gegen Unkraut und Disteln ankämpfen, die mit einer Kraft und Keppigkeit in die Höhe schossen, als glaubten sie, daß das ganze Kartoffelfeld eigens für sie angelegt sei.

Und alle diese Frauen sahen allein in ihren Stuben so lange der Tag war. Einige von ihnen waren unverheiratet oder Witwen. Andere hatten wohl Männer, aber diese waren fort, in der Arbeit. Andere wiederum hatten erwachsene Kinder, aber die waren nach Amerika gezogen. Ein paar hatten halbwüchsige Kinder, aber die gingen in die Schule. Einige hatten auch ganz kleine Kinder, und die blieben wohl den ganzen Tag daheim, aber die konnte man ja

nicht als Gesellschaft rechnen. Alle miteinander hatten sie das Bedürfnis, sich ab und zu einmal bei ein paar Tassen Kaffee zu treffen. Nicht, daß sie gerade immer so eines Stammes gewesen wären oder gar so große Liebe für einander gehegt hätten. Aber manche von ihnen wollten doch gerne wissen, was die anderen trieben. Einige, die ganz unter dem Berge hausten, wurden schwermütig, wenn sie nicht ab und zu mit anderen Menschen sprechen konnten. Manche mußten ihr Herz ausschütten und von dem letzten Brief aus Amerika erzählen. Andere wiederum waren lustig und gesprächig, und die wollten doch einmal Gelegenheit haben, so große und gute Gottesgaben zu betätigen.

Es bot ja auch keine Schwierigkeit, ein Kaffeekränzchen zu veranstalten. Kaffeemaschinen und Tassen hatten sie alle, und Sahne konnte man sich ausleihen, wenn man keine eigene Kuh zum Melken hatte. Badewasser konnte man mit dem Weiereiwägeln aus der Stadt vom Bäder holen lassen, wenn man es so vornehm haben wollte und sich nicht damit begnügte, mit einem hausgebakenen Roggenbrotlaib auszuwarten. Landräumer, die Kaffee und Zucker verkauften, gab es in jedem Dorf. Kein ein Kaffeefest anzurichten, das war die leichteste Sache der Welt.

Schwer war es nur, einen Anlaß zu finden. Denn feiert ihr, alle, Stina vom oberen Eck und Kajsa vom Moorhof und Waja von der Hochalpe und Lina vom Vogelhäusel und Weda vom Fennwinkeln und die neue Hausfrau im alten Soldatenquartier waren einig darüber: mitten am blanten Welttag geht es nicht an, ein Kaffeefest zu geben. Wenn man die Zeit, die das Kostbare ist, das nicht wiederkehrt, so übel anwendet, kann man ja rein in schlechten Ruf kommen.

Und ebenso waren sie ganz einig, Stina und Lina und Kajsa und Waja und Weda und Elin, die neu dazugekommen war, und die zwei oder drei anderen, daß es nicht angehe, am Sonntag oder an einem hohen Feiertag eine Kaffeegesellschaft abzuhalten. Denn da hatten einige Mann und Kinder daheim, so daß die Stube schon mit ihnen ganz voll war. Manche wollten frei sein, um in die Kirche oder ins Bethaus zu gehen, einige wollten gern Besuch bei Verwandten machen, und einige wieder wollten es mühsam still in der Stube haben, damit sie so recht das Gefühl hatten, daß es Feiertag war.

Desto mehr mußte man bestrebt sein, alle anderen Gelegenheiten wahrzunehmen. Die meisten pflegten an ihren Namenstagen

Der Keger von Soana.

Ein neues Werk Gerhart Hauptmanns.

Goethe hat, in einem Gespräch mit Eckermann, von der wiederholten Pubertät gesprochen, von dem Vermögen temporärer Verjüngung, das sich bei vorzüglichen Menschen oft zeigt und sie befähigt, auch noch in späten Jahren in eine neue Epoche der Produktion einzutreten. In Gerhart Hauptmanns dramatischen Werken der letzten Zeit glaubte man oft starke Spuren der Erneuerung, ein Nachlassen der gestaltenden Hand und ein sich Abplagen in unruhigem Bemühen wahrnehmen zu können. Alterszeichen schienen sich bemerkbar zu machen. Daneben aber quillt plötzlich, wie aus einer neuen Quelle der Verjüngung, ein Born epischer Gestaltungsfälle so ursprünglich und frisch, daß neue Hoffnung aufleimt, und hier scheint dem Dichter in der Tat etwas wie eine zweite Pubertät im Goethe'schen Sinne heizert zu sein. Nach dem bleibenden Werk, dem „Emanuel Quint“, scheint er uns jetzt die Novelle „Der Keger von Soana“ (S. Fischer Verlag, Berlin), eine Dichtung von seltener Kostbarkeit und Reife, und aus einem neuen, großen Roman „Merlin“, der etwas wie ein Gegenstück zum „Karr in Christo“ zu werden verpflcht, konnte er jüngst ein bedeutendes Stück vorlesen.

Der Keger von Soana ist die Geschichte eines jungen Priesters, eines weltfremden Asketen, der in der Liebe zu einem jungen Weibe, einem wilden, heißen Erdgeschöpf, zu einem neuen Leben erwacht. Er geht den Weg von Soana nach Soana. Wer weiß, wie tief Hauptmanns Weisen im Boden religiöser Probleme wurzelt, wird das Letzte des persönlichen Erlebnisses, das hinter der Dichtung steht, begreifen. Von einer heidnisch-antiken Natur- und Sinnengläubigkeit, von einer tiefen Inbrunst zu den zeugenden und schaffenden Kräften des Seins erfüllt, ist das Werk ein braulender Hymnus auf Erös, der „Äter als Kronos und auch mächtiger ist“.

Die wunderbar bezaubernde Kraft des Werkes liegt aber nicht im Gedanken, liegt auch nicht in der Eigenart des Stoffes, sondern in der unvergleichlichen Durchdringung des Stoffes mit sinnlicher Anschauungsstärke. Jene heidnisch-antike Grundstimmung legt der Dichter in einer Weise in Leben um, daß wir sie wie heißen Atem und glühende Luft um uns fühlen, daß sie wie ein Dionysischer Rausch und ein uns dem Wehen der Natur verschwimmendes Allgefühl in unsere Poren dringt. Elementares Umpflügen ersten Schöpfungsmorgens wird Ereignis. Paradies ist und seltsame Nacht im jungfräulichen Zustand einer neuen Erde. Jener Hauch der Fröhe, wie der Atem der Scholle im Morgen, wie der Duft einer Urvogelvegetation, ist das Kostliche an diesem von wunderbarer Feinheit überlitterten Werke. Man muß die Schilderung der Insel lesen, wo die beiden Reichen, der Priester Francesco und die wilde Hege Waia ihre Hochzeit feiern: „So gelangte das Menschenpaar in die enge Schlucht hinab, die das flüchtige Saraglia gebildet hatte. Sie war sehr tief, und nur ein wenig begangener Fußpfad führte am Rande des Vorderrandes bis zu dem Wasserbecken hinauf, in das sich aus schwindeliger Höhe das Wasser über die Felstiefe hinabstürzte. Noch in beträchtlicher Entfernung davon wurde der Bach in zwei Arme geteilt, die sich wieder vereinigen, durch ein kleines grünes Felschen, das Francesco liebte und oft besuchte, weil es mit einigen jungen Apfelbäumen, die dort Wurzel geschlagen, sehr lieblich war. Und Adam zog seine Schuhe aus und trug seine Eva dort hinüber. „Komm, oder ich sterbe,“ sagte er mehrmals zu Waia. Und sie zertrat Karzissen und Osterlilien mit dem schwersten fast trunkenen Gang der Liebenden.“

Hauptmann hat die Erzählung in einem Rahmen eingefasst. Er berichtet sein Zusammentreffen mit dem Keger in der südlichen Alpenwelt. Dies gibt ihm Gelegenheit, die Gestalt zu zeichnen, und es ist ein Meisterwerk bukolischer Kunst, wie er ihn, der nun Hirt geworden, im Leben mit seiner Herde, das seit ein heiliger Naturgottesdienst ist, schildert. Auf den letzten Seiten zeigt er dann, mit den Farben eines aus sich leuchtenden Gemäldes, das Weib: „Sie trug ein Longehaus auf dem Kopfe, das sie mit der erhobenen Linken ein wenig hielt, während sie mit der Rechten ihr Kind führte. Dadurch nahm die volle und doch schlante Gestalt jene gerade Wäldische Haltung an, die so feierlich, ja, erhaben anmutet.“ Dazwischen steht die Geschichte von Francesco's Liebe; die Begegnung mit dem alten, halb vertierten Jägerhunden, der mit seiner Brut von allen gemieden wird, weil er mit seiner Schwester in blutdürstiger Gemeinschaft lebt, der Versuch in der elenden Vergeltung und die Begegnung mit der Tochter dieses Menschen, dadurch der Priester bis in Herz und Nieren umgewandelt wird.

Hauptmann hat einmal von sich gesagt: „Ich bin durchaus homerisch gestimmt, wie denn mein ganzes Wesen dem Homerischen huldt.“ Dieses Wort gewinnt vor diesem Werke, von dem starke Fäden zum „Griechischen Frühling“ gehen, Sinn. Es ist voll einer natürlichen Raubität, einer sinnlichen, sinnentrobten Unmittelbarkeit. Alles ist hier antik im bedeutenden Sinn, einfach und einheitlich, dabei von einer Höhe plastischer Kunst und einer lebendigen Fülle, wie sie nur Gerhart Hauptmann heute eigen ist. Glücklich war er einmal in der Wahl primitiver, ländlicher Verhältnisse und ein andermal in der Wahl eines Bodens, auf dem die Geister verlustener mentaler Zeitalter noch umwandeln und selbst das Christentum sich noch ein Stück heidnischen Lebens bewahrt hat. In dieser Atmosphäre wirkt der alte, fauchhafte Muttschänder wie ein Rest aus Urwelten und doch ganz natürlich, und das Spiel mit den Bodensymbolen hat nichts Besonderes in einer Welt, wo die Mägde ihr Wasser schöpfen aus einem Sarkophag, den der Zug des Dionysos schmückt.

Mit dieser Dichtung hat und Hauptmann ein Meisterwerk geschaffen, voll klassischer Formen Schönheit und erfüllt von einem heiteren, frohen Lebensgeiste. Hier blüht neue Hoffnung, nachdem uns der Weg des Dramatikers Hauptmann so oft mit Jagen erfüllt, und neuer Glaube.

Notizen.

— Die große Berliner Kunstausstellung ist diesen Sommer wieder in Düsseldorf zu Gast. Da der Moabitische Blasplatz noch frei ist. Sie wurde am Sonnabend eröffnet. Es sind — was in Berlin bisher nicht möglich war — auch beide Expositionen friedlich mit den andern vereint. Unter den Düsseldorfern hat der 80jährige Eduard von Gebhardt eigene Säle.

— Vorträge. In der Irana wiederholt Wittmoß und Sonnabend Hauptmann Feing seinen Vortrag: „Die deutschen Luftreitkräfte“. An den folgenden Tagen: „Der Bickwaldstätter See und der Gotthard“. — In der Treptower Sternwarte spricht Dienstag, 7. Ubr, Dr. Archenhold über: „Die Sternbilder“. Täglich von 2 Ubr ab Beobachtungen mit dem großen Fernrohr. — Radau Strasser, die Autorin des Buches „Die Russen“, veranstaltet Mittwoch, 8. Ubr, im Saal der Sequestion (Kurfürstendamm 282) einen Vortragabend. — Der Neu-Buddhistische Verlag veranstaltet drei Vortragabend im Lesing-Museum, Weißbierstraße 13, am 17., 24. und 28. Mai, abends 8 Ubr. Eintritt frei. Thema des ersten Abends: Ueberblick über den Buddhismus in seiner historischen Entwicklung.

— Das Potsdamer Naturtheater eröffnet seine Spielzeit am 18. Mai mit einer Generalprobe vom „Deutschen Michel“.

— Ein deutsches Institut für russische Kunst. Der im vorigen Jahr in Königsberg verstorbene agrarpolitische Schriftsteller Dr. Schulz vermachte sein Vermögen der Königsberger Universität mit der Verpflichtung, daraus ein Institut für die Kunst Russlands zu begründen. Diese Anstalt soll der Wiederannäherung des deutschen und des russischen Volkes dienen. (Dieser Dr. Schulz ist offenbar unser Parteigenosse Artur Schulz.)

gültiges Zeichen, sondern selbst schon ein wunderbares Wort und als solches gleichwertig mit einem Gesirn. Aus dem Gebiet der germanischen Völker wissen wir, daß die Rune (die älteste Form der Buchstaben) zu sehr verschiedenen Zwecken benutzt wurde: ebenso als Ausgangspunkt eines alliterierenden Orakels wie zum Behagen, offenbar weil sie ein Zeichen für ein Wort war. So ist jeder Buchstabe bereits ein Zauberwort und als solcher einem Bestandteil oder Vorgang der Welt zugeordnet. Wenn nun aber weiterhin sinnlose Buchstabenfolgen mit Gegenstandsbezeichnungen gleichgesetzt werden, so spricht hieraus die erste unvollkommene Einsicht in die wissenschaftliche Bedeutung des Reichenprinzips. Die Planeten und die Elemente, als Reichen verstanden, haben sich wie von selbst ins Alphabet überetzt, da dies — neben der ebenfalls magisch verwendeten Zahlenreihe — der vertraueste Ausdruck solcher Folgeordnung war. Räte sind die Buchstaben an den Himmel verpflanzt worden, sondern es wiederholten sich Anzahl, Ordnung, ja Gestalt der Weltkörper in den Buchstaben.

Von Buchstaben zu Zahlen ist nur ein Schritt. Nach der Kabbala können Buchstaben als Ziffern aufgefaßt und zusammengezählt werden; ergibt sich bei zwei Worten dieselbe Summe wie etwa bei „Gerecht“ („die Natur“) und „Elohim“, so bedeutet das eine sachliche Gemeinschaft. Zahlen sind aber noch mehr als einfacher Buchstabenreihung. Seitens mehr als dies, daß sie eine geheime Zusammenhangsbeziehung ausdrücken; sie zeigen überhaupt die Zusammenhangsbeziehung zweier Mannigfaltigkeiten. Was hieran richtig ist, lehrt ein beständiger Einzelfall. Wenn eine bestimmte Menge von Äpfeln und eine bestimmte Menge von Menschen vorhanden ist, und wenn nun jeder Apfel seinen Verzehr und jede Person ihre Nahrung findet, dann stimmen die beiden Reichen, so verschieden ihre Inhalte sind, in einem Punkte überein, sie sind in bezug auf einen Punkt gleichwertig: diese Gleichwertigkeit, zu einem geistigen Gebilde erhoben, ist die Zahl. Der magische Idealismus begehrt nun den Fehler, die Rücksicht gegenseitiger Anordnung in eine wirkende Ursache umzuwandeln, aus der — vielleicht objektiven — Beziehung ein wunderbares Wesen zu machen. Ebenso versteht es in der Bewertung anderer Eigenschaften des Zahlensystems. Die periodische Wiederkehr der Ziffern deutet sich scheinbar mit der Periodizität der Tages- und Jahreszeiten, ebenso mit der regelmäßigen Rückkehr der Gestirne an denselben Ort; die Unendlichkeit der Zahlenreihe scheint das natürliche Symbol zu sein für die Grenzenlosigkeit in Raum und Zeit. So können Zahlen für alles und jedes eingesetzt werden. Dabei läßt das Denken zwei Unterschiede ganz außer acht. Erstens, daß die Wirklichkeit sich in Quantitätsreihen entwickelt. Zweitens, daß einmal mit beängstigendem Aufgebot von Phantasie eine Welt geschildert, in der alles rückwärts läuft, wo der Mensch als Kreis sein Leben anfängt und schließlich in den Windeln schreitet, und er hat die Betrachtung folgendermaßen erläutert: „Eine Welt, wie die gesehene, ist wenigstens an sich nichts Unmögliches; denn ist das ganze Weltgesetz umgekehrt, so ist der Zusammenhang um nichts weniger geschwächt; ich mag eine unendliche Reihe vorwärts oder rückwärts, was freilich nur ein unendliches Wesen könnte, lesen, sie heißt nichtsdestoweniger einem Prinzip untertan.“ Gewiß, das Prinzip ändert sich nicht, aber es ist etwas Tatsächliches da, das nur in der einen Richtung verläuft. Diese Bedingtheit wird von der Zahlenmystik vernachlässigt. Zweitens bleiben bei der maßlosen Anwendung der Zahlenreihe die Unterschiede der Richtungen unberücksichtigt. Die in der magischen Weltanschauung beliebten Vertauschungen sind allerdings zauberhaft, aber nur in dem Sinne, daß sie einer in reizvoller Unklarheit schwebenden Denkfassung entstammen.

Aus des Verfassers bereits in 2. Auflage vorliegender Einführung in die Geheimwissenschaften „Rom jenseits der Seele“ (Verlag von Herd, Enke, Stuttgart). — Durch die Einwirkungen des Krieges auf das menschliche Gemüt sind viele der nie ausgestorbenen Ueberbleibsel primitiver Weltanschauung zu neuem Leben geweckt worden, und das Furchtbare und Unberechenbare von Massenpsychosen hat erneut zu okkultistischen Deutungen mißverständlicher seelischer Vorgänge geführt. Da ist ein solcher früher doppelt erwähnt, zumal er auf wissenschaftlicher Grundlage baut und nicht mit billigem Allgemeinredens dargelegt, sondern den Gegner an der heilsamen Stelle: an den Tatsachen aufsucht und widerlegt. Die rätselhaften Erscheinungen des Seelenlebens (Unterbewußtsein, Hypnose, Doppelwesen, Fernwirkung), die mit vielfachem Betrug gemischten Erfahrungen mit dem Spiritismus, Einzelnes aus der Geheimwissenschaft und zum Schluß zusammenfassende geschichtliche und philosophische Betrachtungen über den magischen Idealismus, die aus Urzeiten bis ins modernste Leben hinein fortdauernde Grundlage des gesamten Weltbildes — bilden den Inhalt des in bestem Sinne aufklärenden Werkes.

Regpter ihren König schiedlich Pharaos, S. F. das große Haus; deshalb sagte der Gott Re, der in ganz Ägypten verbreite Sonnengott: „Mein Vater und meine Mutter haben mir meinen Namen gesagt; er ist in meinem Leib verborgen seit meiner Geburt, damit nicht Hauberkrast gegeben werde einem, der gegen mich zaubern will“; deshalb sprach der Tote zu seinem Richter: „Ich kenne dich und kenne die Namen der 42 Götter, die in der Halle der beiden Wächter sind.“

Heberbildet man, in welchem Umfange der Namenkultus geblüht hat, und erwägt man, in welchem Maße unser Aberglaube, bis in die zaristischen Ausstrahlungen gesellschaftlicher Gebräuche hinein, einem ähnlichen Namenkultus huldt, so wird klar, daß der Name für die Geheimwissenschaft eine unermeßliche Bedeutung haben muß. Der Name ist die Seele jedes Dinges, daher ein wohl zu behütendes Geheimnis. Wer an der Nacht der Dämonen teilhaben oder die Naturvorgänge beherrschen will, ermittelt vor allen Dingen ihren Namen! Hier sollen Kenntnis und richtiger Gebrauch des Namens dasselbe leisten, was wir von Begriff und Gesetz erwarten; sie sollen eine regelnde sowie erzeugende Funktion ausüben. Wenn der Name — meist am Ende einer Formel — ausgesprochen ist, dann ist der Naturvorgang erklärt und kraft dieser Erklärung auch herstellbar geworden. Die Sache wird also unbesangene dem sprachlichen Ausdruck gleichgesetzt. Unsere Begriffe sind abgeklärte Ergebnisse langer Erfahrungsgeschichte, unsere Formeln die Zusammenfassung von Tatsachenerkenntnissen, die sich auf den, der die Formel zu lesen versteht, übertragen. Die Zauberformel hingegen übermitteln kein Verständnis, ebensowenig wie mit der Preisgabe des Namens irgendwelche sachliche Wahrheit kundgetan wird. Nur selten tritt aus dem mystischen Sprachgebrauch wirkliche Einsicht hervor. Vielleicht ist es der Fall bei dem hebräischen Namen für Gott und die Engel. Die Doppelname Gottes als eines Seienden und eines Seinsvollenden drückt sich nämlich in der Doppelbenennung Ehem und Jahwe aus, so daß hier eine Ahnung aufliegt von der philosophischen Unterscheidung des Gegebenen und des Ausgegebenen; die Namen der Engel, als der Vertreter göttlicher Eigenschaften und Wirkungsweisen, entsprechen gewissermaßen der Gliederung der Wissenschaften in einzelne Disziplinen.

Man keinen Preis dürfen die heiligen Namen geändert werden. Der Gläubige meint erfahren zu haben, daß sie wirksam sind und hält an ihnen fest. Ebenso bezieht er sich der Gebete, Zauberprüche, Formeln in der behüteten und übersetzten Fassung, überzeugt davon, daß das in ihnen Besagte so gut wie geschehen sei. Die Ägypter wendeten sich an die gefährlichen Krokodile gleichsam mit Entgegnungen: O ihr Wasserbewohner, euer Mund wird von Me verschlossen, eure Seele wird von Schmet verpflcht, eure Junge wird von Thot abgeschnitten, eure Augen werden von dem Zaubergerat geblendet. Das sind die vier Götter, die den Ostis schützen, das sind die, die den, der im Wasser liegt, schützen ...

Da Namen und Formeln mit Geheimnissen umgeben sind, so werden sie manchmal absichtlich als Rätsel dargeboten. Diese Rätsel, mögen sie bezogen sein auf Götterlegenden oder menschliche Erfahrungen oder Naturdinge, sind immer durchdrungen von dem Wund nach symbolischer Widerspiegelung verborgener Welten in sprachlichen Formeln (oder auch in Zahlenangaben). Nicht man einen mit Rätseln verlegten Hymnus aus dem altindischen Rigveda, so bemerkt man das Eindringen jugendlichen, aber kühlen Scharfsinns in das Gebiet der Religion. Keine Geschicklichkeit des Verstandes scheint sich innerhalb des magischen Idealismus besonders gern des Rätsels und des Wortspiels zu bedienen. Keiner erzählt, daß die Chinesen aus der Unbestimmtheit ihrer wichtigsten philosophischen Begriffe den Anreiz zu scheinwissenschaftlichen Wortspielen schöpften; bei den semitischen Sprachen, die durch einen leichten Eingriff die Lokale innerhalb des Konsonantenbestandes ändern können, ist eine Vieldeutigkeit möglich, die das Unberechenbare zusammenfopelt: Wortspiele, ja sogar Wortwitze haben offenbar in allen Zeiten als Erleuchtungen gewirkt. — Neben dem Rätsel stehen andere sprachliche Formen der Verhüllung und Enthüllung. Das einfache Verfahren der Entnahme wichtiger, feierlich gebrauchter Worte aus fremden Sprachen — üblich in allen Geheimwissenschaften, aber auch in unserem Gottesdienste (Gottanna, Halle-lira) —, dies Verfahren, das psychologisch auf die Wertsteigerung durch Unverständlichkeit rechnet, führt dazu, Worte oder einzelne Laute zu sinnlosen Gruppen zusammenzustellen (z. B. abracadabra), Silben verschiedener Sprachen zu mengen und endlich sogar die einzelnen Buchstaben zu zauberischen Zwecken zu verwenden. Der letzte Fall ist der wissenschaftlich bemerkenswerteste. Denn die so entstandenen Permutationenreihen aus Buchstaben sind nicht nur der Anknüpfer zu allerhand wissenschaftlichen Methoden, sondern sie leisten dem magisch gestimmten Denken den großen Dienst, daß dadurch Wirklichkeiten eine gewisse Ordnung gewinnen. Zunächst der Glaube an die Individualität jedes einzelnen Buchstaben, ein Glaube, der unter der Herrschaft der Persönlichkeitskategorie nicht verwunderlich ist. Der Buchstabe ist kein gleich-

mittags enden und neun Zehntel des Sonnendurchmessers umfassen. Dies hatte sie schon mehrmals gelesen, ohne im geringsten darauf zu achten. Aber jetzt wurde es mit einem Male schimmernd klar in ihr. „Nun weiß ich, wie ich es machen muß,“ dachte sie.

Aber nur einen Augenblick war sie ihrer Sache sicher. Gleich darauf schüttelte sie den Gedanken wieder ab. Sie hatte Angst, daß all die anderen sie auslachen könnten.

In den folgenden Tagen erinnerte sie sich mehrmals an diesen Einfall, aber sie wies ihn von sich. Er kam aber hartnäckig, und schließlich fing sie an zu denken, daß er vielleicht doch nicht so töricht war.

Denn wenn sie es so recht bedachte: was für einen Freund hätte sie, den sie lieber mochte als die Sonne? Die Hütte lag so, daß im Winter kein Sonnenstrahl hineinfiel; da ging sie herum und zählte nur immer die Tage bis zum Frühling, wo die Sonne wieder zu ihr zurückkehrte. Die Sonne war doch die einzige, nach der sie sich sehnte, die einzige, die immer sanft und hold gegen sie war, und von der sie nicht genug haben konnte. Sie fühlte sich alt, und sie war alt. Wenn sie in den Spiegel sah, da fand sie sich so weiß und farblos, als hätte sie auf der Bleiche gelegen, und die Hände zitterten ihr, als ginge sie in beklügenden Fieberdauern herum. Nur wenn sie in starkem, warmem, reich strömendem Sonnenschein stand, hatte sie das Gefühl, daß sie etwas anderes war als ein lebendiger Leichnam.

Je mehr sie an die Sache dachte, desto sicherer wurde sie, daß es keinen Tag im Jahre gab, den sie lieber feiern wollte als diesen, wo ihre Freundin, die Sonne, mit dem Dunkel kämpfen und nach herrlichem Sieg in neuer, strahlender Pracht aufgehen sollte.

Es war nicht mehr weit bis zum 17. April, aber sie hatte doch noch Zeit, zu einem Kaffeefest zu tüften, wenn sie nur erst ihren Entschluß gefaßt hatte.

Und als am Sonnenfinsternstag die Uhr zwölf schlug, da sahen alle Hochalptrauen, Stina und Lina und Kajsa und Waga und all die anderen, bei Wada im Zimmerecke und tranken Kaffee. Sie tranken zweiten Nachguss und dritten Nachguss, und sie sprachen über alles Mögliche, unter anderem auch darüber, daß sie gar nicht wüßten, warum Wada dieses Fest gab. Und unterdessen ging die Sonnenfinsternis ihren regelrechten Gang, aber sie dachten weiter nicht viel daran. Nur einen Augenblick, als sie auf ihrem Höhepunkt war, als der Himmel bleifarben wurde und alles in der Natur einen grauen Überzug zu haben schien und ein heulender Wind herangesaust kam, der etwas von den Posaunen des jüngsten Gerichtes und von dem Untergang hatte, da wurde ihnen doch ein Weisheit recht gruselig zumute. Aber dann schenken sie sich eine frische Tasse Kaffee ein, und es ging vorüber.

Aber als das Ganze vorbei war und die Sonne die Heimführung überwinden hatte und so blinkend froh am Himmel strahlte,

daß sie alle sagen mußten, so hätten sie sie noch gar nicht gesehen, da sahen sie, wie die alte Wada ans Fenster trat und mit gefalteten Händen stehen blieb.

Sie blickte über den sonnebeschienenen Verghang hin, und dann begann sie zu singen:

Die gold'ne Sonne zeigt sich
Am blauen Himmelszelt
Aus frohem Herzen preise ich
Dich, Gott und Herr der Welt.

Dann und heimlich durchsichtig, so als stand sie am Fenster, aber die Sonnenstrahlen umstrahlten sie, so wußten sie ihre von ihrem Leben, ihrer Farbe und ihrer Kraft geben.

Als sie den Palmvers beendet hatte, wendete sie sich zu den anderen und sagte gleichmütig entschuldigend:

„Seht ihr, ich habe doch keine bessere Freundin als die Sonne, und darum dachte ich mir, ich wollte das Fest am Sonnenfinsternstag geben. Sie ist die einzige auf der Welt, nach der ich mich sehne, und darum wollte ich, daß wir alle zusammenkommen, um sie willkommen zu heißen, wenn sie aus ihrem Dunkel tritt.“

Nun begriffen die andern die Absicht der Alten, und sie waren so gerührt, daß sie anfangen gut von der Sonne zu reden. Sie sagten von ihr, daß sie ganz gleich gegen arm und reich sei, daß sie es im Frühling so schön und grün mache, und wenn sie an einem Wintertag in eine Hütte scheint, dann sei das ebenso gut wie ein Herdfeuer, und sie wüßten gar nicht, wie es allem hier auf Erden ergehen sollte, wenn sie nicht da wäre.

Als sie von dem Fest zu ihren kleinen Hütten und ihren Kartoffelfeldern heimgingen, da waren sie alle miteinander vergnügt. Sie fühlten sich reich und hoffnungsvoller, weil sie auf den Gedanken gekommen waren, weislich gute und treue Freundin sie doch an der Sonne hatten.

Aber weil dies eine große Sonnenfinsternis war, bei der ganze neun Zehntel der Sonnenscheibe verdeckt waren, erregte sie überall, wo sie sichtbar wurde großes Aufsehen. Gelehrte Forscher zogen mit ihren Instrumenten aus, um zu messen und zu rechnen. Gewöhnliche Leute schwärzten Gläser und Operngucker und standen lange da und guckten immerzu die Sonne an. Kinder wurden aus ihren Klassenzimmern gelassen, damit sie sich an der Sonnenfinsternis satt sehen konnten. Die Zeitungen brachten lange Berichte, wie der Himmel seine Farbe verändert hatte, wie der Vogelgesang verstumm war und wie nicht viel gefehlt hätte, daß man Licht hätte anzünden müssen.

Aber wieviel Aufsehen es auch der Sonnenfinsternis wegen gab, so habe ich doch nicht gehört, daß irgend jemand ein Fest veranstaltet hätte, um die Sonne zu feiern, als sie siegreich aus dem Dunkel trat — außer der alten Wada im Zimmerecke.

Übersetzt von Marie Frangois.